

Der Spiegel

für



Kunst, Eleganz und Mode.

Fünftes Jahrgang.

57.

Mittwoch, 18. Juli.

1838.

Der Thierquäler.

Im südlichen Deutschland lebte vor fünfzig Jahren ein Förster, der unbeachtet, wie ein Baum im Walde, aufgewachsen war. Man hatte seine Erziehung und sittliche Bildung ganz vernachlässiget. Daraus entstand ein roher Mann, der eben nichts Böses, aber auch nichts Gutes that. Sein Herz umgab eine starre Rinde, die jeden Eindruck von sich abwehrte. Er hat keinen Freund und bekehrte keinen. Nachbarn und andere Bekannte erhielten selten ein freundliches Wort von ihm. Selbst gegen seine Gattin war er meistens finster und wortkarg. Doch galt er bei seinen Obern als ein guter Waidmann, weil er den Forst in Ordnung hielt, und sich kein Vergehen zu Schulden kommen ließ.

Philipp, sein einziger Sohn, wuchs ebenfalls, nach des Vaters Weise, wild auf, und zeigte schon in seiner frühesten Jugend viel Anlage, ein Bösewicht zu werden. Kaum dem Gängelbände entlaufen, war er immer geschäftig, irgend ein Unheil im Hause zu stiften. Die Qual wehrloser Thiere machte ihm besonders großes Vergnügen. Schon im dritten Jahre seines Alters fand er es ergötzlich, Tauben zu würgen, und ruhte nicht eher, bis ihm seine Mutter, wenn sie mit diesem Geflügel den Tisch besetzen wollte, das blutige Geschäft überließ. Da aber seine Hände noch nicht die nöthige Kraft dazu hatten, so wurden die armen Thiere langsam zu Tode gefoltert. Die einfältige Mutter stand ruhig dabei, und belächelte die Anstrengungen des kleinen Henkers.

Als er einige Jahre älter war, spielte er gefangene Insekten an die Stuzbentheur, und belustigte sich an ihren tagelangen Todesqualen. Sangvögeln schnitt er die Zungen aus. Sperlinge warf er, nach gestutzten Flügeln, den Katzen vor, denen er zu anderer Zeit Schuhe von Rüsschalen anpichte, und sie dann mit Hundten hezte. Diese Knechte der Grausamkeit wurden aber auch übel belohnt. Er brachte sie zu Reitperden, und schlug und spornte sie beinahe todt, wenn sie ihn nicht zu tragen vermochten.

Im Dorfe warf er sich zum Häuptling der Bauernknaben auf, und wehe dem, der ihn zu beleidigen wagte. Joachim, ein lebhafter Junge, empörte sich gegen ihn, und vergriff sich an seiner Hoheit mit einer Ohrfeige. Durch dieses Majestätsverbrechen fiel er in schwere Ungnade. Philipp beschloß blutige Rache.

Einstmals, da sein Vater nicht zu Hause war, nahm er eine mit Schrott geladene Flinte, schlich in den Wald, und lauerte auf seinen Feind, der nicht weit davon wohnte. Eben trat dieser aus der väterlichen Hütte, und Philipp zielte schon nach ihm, als der Pfarrer des Weges kam, und den Flintenlauf aus niederem Gesträuch hervor blinken sah. Der Bube zog das Gewehr schnell zurück, als er den Geistlichen erblickte. Dieser aber drang in's Gebüsch, ergriff ihn, und fragte: wen er auf dem Korne gehabt habe. „Einen bösen Hund, der mich vor ein paar Tagen gebissen,“ war die Antwort. Aber der Knabe, den Philipp erschießen oder wenigstens verwunden wollte, erzählte dem Geistlichen, daß er mit Jenem einen Zwist gehabt, und vermuthlich dafür mit seinem Blute habe büßen sollen.

Der Pfarrer ging zu dem Förster, zeigte ihm den Vorfall an, und eiferte darüber, daß Philipp schlecht erzogen und zum Besuch der Schule nicht angehalten werde. „Darum ist er auch,“ fuhr der Geistliche fort, „ein im ganzen Dorfe verächtlicher Thierquäler. Er kennt nicht den Spruch: „Seid barmherzig, gleichwie Euer Vater im Himmel barmherzig ist!“ Er wird sich durch diese Grausamkeit gänzlich verhärten, und einst nach Menschen Blut dürsten, wenn er auch jetzt noch nicht darnach geseht haben sollte.“

Der Jäger sah den Geistlichen mürrisch an, ließ den Sohn rufen, und fragte ihn sehr gelassen: „Ist's wahr, was ich höre? Hast du einem Buben nach dem Leben getrachtet?“

„Wer sagt das?“ rief Philipp keck, und stellte sich mit eingestemmtm Armen dem Ankläger entgegen. „Ich zielte nach einem Hunde, der mich gebissen hat, und gegen die Jagdordnung ohne Klöppel herumläuft.“

„Das klingt anders!“ sagte der Vater. „Wir Forstbedienten sind angewiesen, alle Dorfhunde, denen kein angehangener Klotz die Wildjagd erschwert, zu erschießen. Das wollte mein Sohn, und er hatte Recht.“

„Es wundert mich, daß Sie dem jungen Wildfange so leichthin Glauben heimesen,“ versetzte der Geistliche. „Mich hat er nicht überzeugt, und ich fürchte sehr, daß er Ihnen einst vielen Kummer machen wird, wenn Sie nicht besser, als bisher, für seine Erziehung sorgen.“

„Das ist meine Sache, Herr Pastor!“ fuhr ihn Jener an. „Mein Sohn soll kein Bücherwurm werden. Damit Lied am Ende!“

Philipp freute sich innig, daß ihm sein Vater so tapfer die Brücke trat. Er ließ nun vollends seinen Unarten freien Lauf. Unterzog er sich auch hieweilen einer Sache, die nützlich schien, so stach doch immer sein böses Gemüth auf irgend eine Weise dabei hervor. Das Abrichten der Jagdbunde z. B., betrieb er mit solcher Wuth und Grausamkeit, daß ihm einige seiner unglücklichen Schüler unter den Händen starben. Dem Dienstpferde seines Vaters, das er, ohne die geringste Kenntniß der Reitkunst schulmäßig zuteilen wollte, ging es beinahe nicht besser. Kurz, er quälte jedes Thier, dessen er sich bemächtigen konnte, und hätte gen alle Menschen, die ihm verhaßt waren, mit gleicher Härte behandelt.

Ein Zeitraum von 10 Jahren hatte ihm den Empfang jener Ohrfeige nicht im Vergessenheit gebracht. Er behielt den Austerlicher derselben immer scharf im Auge. Der friedfertige Jüngling wich ihm aber sorgfältig aus, und entging dadurch neuen Händeln. Endlich war es der schuldblosen Liebe bestimmt, dem heimtückischen Haß einen Weg der Rache zu öffnen.

Joachim liebte ein artiges Mädchen aus dem Dorfe, und man sprach davon, daß eine Heirath daraus entstehen würde. Philipp hatte bisher das Mädchen wenig beachtet; nun aber faßte er sogleich den Voratz, seinen vormaligen Gegner wo möglich zu verdrängen. Er ging dem schönen Hännchen überall nach, redete sie freundlich an, und beschenkte sie mit Blumen, die unbedenklich angenommen wurden. Als er ihr aber bald nachher ein seidenes Tuch anbot, wies ihn die züchtige Braut damit zurück, um sich keine Verbindlichkeiten gegen ihn aufzulegen.

Dennoch erschien er des nächsten Tages bei ihren Eltern, rühmte sich hoher Gönner, die ihm bald eine treffliche Verforgung zuwenden würden, und erklärte dann seinen Wunsch, das ihm bevorstehende Glück mit Hännchen zu theilen. Er empfing den Bescheid: daß er zu spät komme, indem bereits Joachim das Jawort erhalten habe.

Der Verstoßene ergrimmete, bezähmte sich aber, und versicherte heuchelnd: Daß er das schöne Kind, da es nun doch für ihn verloren sei, Niemanden lieber als dem wahren Joachim gönne. Diese sanfte Sprache nahm er listig an, damit man ihm künftig die Unthat, die er auf der Stelle beschloß, nicht zutrauen sollte.

Er war jetzt 20 Jahr alt, und hatte bereits so viele Thiere todt gemartert, daß es ihm ganz zur Gewohnheit geworden war, ein lebendiges Wesen sterben zu sehen. Thier oder Mensch galt ihm gleich. Er war also, nachdem er den Korb empfangen, sofort entschlossen, den tödtlichen Schuß, an welchem ihn der Geistliche vor 10 Jahren gehindert hatte, jetzt nachzuholen, und Hännchens Bräutigam aus dem Wege zu räumen. Er fürchtete nur Entdeckung. Doch der kleine Umstand, daß Joachim an Sonntagen gewöhnlich einen netten grünen Rock trug, und dann wie ein Jäger ausfah, brachte den Arglistigen auf einen Gedanken, wie er sich gegen den Verdacht des Meuchelmordes, den er begehen wollte, schon vorläufig sichern könne. Er sprengte nämlich im Dorfe und rings umher aus: Es hätten sich Wildschützen im Walde sehen lassen und nach ihm geschossen, aber zum Glück nur seinen Hut getroffen. Diesen hatte er, um sich Glauben zu verschaffen, selbst durchlöchert, und zeigte ihn allenthalben vor. Es gelang ihm auch an den meisten Orten sein Märchen glaubhaft zu machen.

Nach dieser Vorbereitung lauerte er seinem Nebenbuhler auf, der gewöhnlich des Sonntags in den Abendstunden mit seiner Verlobten am Saume des Waldes spaziren ging. Die Liebenden erschienen; Philipp erwartete sie hinter dichtem Waldgebüsch, und jagte dem armen Jüngling eine Kugel ins Herz. Der Unglückliche stürzte nieder und verschied.

Hännchen flog fast sinnlos nach dem Dorfe, und rief um Hilfe. Indessen eilte der Mörder heim, schlich durch die Hintertür ins Haus, versteckte die Kugelbüchse im Hofe, lief in seine Kammer, entkleidete sich schnell, und ging dann, scheinbar ruhig in die Wohnstube, wo sich seine Eltern befanden. Der Vater

fragte ihn, ob er im Walde gewesen. Er sagte nein, und gab vor, er habe, weil er sich unwohl gefühlt, in seiner Kammer geschlummert.

Während der Zeit ward Lärm im Dorfe, und man trug den Ermordeten ins väterliche Haus. Ein Wundarzt machte vergebliche Versuche, noch eine Lebensspur in ihm zu finden. Jedermann war über die Missethat empört. Man rieth her und hin, wer sie verübt haben möge. Einige der Anwesenden, die Philipp's Lüge von umherstreifenden Wildschützen für baare Münze angenommen hatten, glaubten und behaupteten, Joachim sei von dergleichen Gesindel für einen Jäger angesehen und erschossen worden. Andere aber, die den wahren Thäter erriethen, schüttelten ungläubig den Kopf, ohne jedoch ihre Gedanken auszusprechen. Auch der Pfarrer, der jetzt ins Trauerhaus trat, erinnerte sich so gleich, daß Philipp schon vor 10 Jahren einen tödtlichen Haß gegen Joachim gehegt und sein Leben bedroht hatte. Der würdige Mann war daher fest überzeugt, daß jener der Mörder sei. Dennoch enthielt er sich, dessen Namen zu nennen, und sagte bloß: „Wehe dem Thäter! Er wird seinem Lohn nicht entriemen.“

Indem er diese Worte sprach, drängte sich Philipp in die Stube herein, fragte mit frecher Hast, was vorgegangen sei, und suchte dem Mörder. Der Pfarrer sah ihn scharf ins Gesicht; verkümmert schlug er die Augen nieder, und entfernte sich schnell.

Des folgenden Tages, als man den Leichnam geöffnet und das tödtende Blei in ihm gefunden hatte, verbreitete sich das Gerücht, daß Philipp in der vorigen Nacht seines Vaters Reitspferd heimlich aus dem Stalle gezogen, und sich damit unsichtbar gemacht habe. Stelbriefer verfolgten ihn. Er ward ergriffen, und, nach eingestandener That, enthauptet.

Das war das Ende eines Ruchlosen, der durch Peinigung wehrloser Geschöpfe sein Herz versteinert hatte. Der edle Mensch behandelte auch die Thiere mit schonender Sanftmuth, und das gefällt ihrem Schöpfer.

Auf der Wanderung.

Lieder und Gedichte.

Von Fr. v. Sialovics.

1. Abschied von der Heimath.

„And're Zeit und and'rer Ort
Machen Vieles gut;“

Also riethen sie, „zieh fort!
Greif nach Stok und Gut!“

Und so ging ich denn hinaus,
Schlich mich still vorbei
An dem alten Vaterhaus,
Meiner Lieb so neu.

Thränen hab' ich nicht geweint,
Ich verließ kein Stück —

Heimath, dir, dem besten Freund,
Hielt ich sie zurück!

Seid, ihr Thränen, hoch und hehr,
Gott anheim gestellt! —

Ist die Trennung denn so schwer,
Bon dem Stückchen Welt?

Einmal noch berühe' die Wang',
Milbe Heimathluft,

Einmal trag' noch den Gesang,
Der dich liebend ruft.“

Wenn ich nimmer wiederkehr',
Segle, Lüftchen, hin,

Wo ich
Endlich

Nenn?
Mir me
Ach, mo
Hat es

Eingend
Böglein
Tauscher
Unter k
In dem

In der
Trägt k
Doch in
Willst d
Tauscher

Eingend
Mag ich
Und wa
Was sie
Das ver

De
und ist d
mals ein
hinter di
als die
halb bett
Wesen, k
Mann im
Nie komm
als ihn;
vor die
gen. All
Stimme.
im grüne
etwas un
selbe aus
Gang ist
daß, wol

Wo ich über fernem Meer
Endlich ruhig bin.

Nenn' am Hügel dort im Flug
Mir mein Vaterland; —
Ach, mein letzter Athemzug
Hat es auch genannt! —

2. Im Walde.

Singend durch die Welt zu zieh'n,
Vöglein lieb, das neid ich dir,
Lauschend Baum und Busch und Heide,
Unter Kähler Blätterdecke,
In dem Häuschen leicht und grün.

In der kleinen Brust dein Weh',
Trägst du wandernd fort mit dir,
Doch in frommen sanften Tönen
Willst du deinen Schmerz versöhnen,
Saushest singend auf zur Höh'.

Singend zieh'n durch Wald und Flur
Mag ich gar so gern' mit dir —
Und was all' die Vöglein sagen,
Was sie jauchzen, was sie klagen,
Das versteht der Säng'er nur! —

3. An die Ueberweichen.

Thränen-Söhnchen, Thränen-Söhnchen,
Wand're nur mit mir!
Trockne deine vielen Thränchen,
Komm', ich helfe dir.

Steht der Klagbaum deiner Wehen
Stets in vollster Blüt',
Haft, man kann es hör'n und sehen,
Ein garzweich Gemüth.

Lebest nur des Schmerzes Sphären,
Armer, armer Mann; —
Willst so leicht die Welt entbehren,
Seh' sie doch erst an!

Zieh' mit mir durch Wies' u. Fluren,
Glaub' dem Wandrer nur,
Leicht heilt solche Weh'-Naturen
Selber die Natur!

Thränen-Söhnchen, Thränen-Söhnchen,
Zieh durch Thal und Au,
Und es troknet deine Thränchen
Wohl des Himmels Blau.

(Fortsetzung folgt.)

Der grüne Ueberrolf.

Dieser Ueberrolf bekleidet vielleicht den sonderbarsten Mann von der Welt, und ist das komischste, abenteuerlichste und unheimlichste Kleidungsstück, das jemals eines Menschen Schulter bedekt hat. Es muß ein schreckliches Geheimniß hinter diesem Mann im grünen Ueberrolf stecken. Ahtzehnhundertundvierzehen, als die Allirten als Sieger in Paris waren, stießen Kalmukische Offiziere, die halb betrunken das Palais Royal durchstreiften, mit ihren Sporen an ein Wesen, das sich plötzlich bewegte, zappelte und rührend aufschrie; er war der Mann im grünen Ueberrolf, sie hatten ihn nicht gesehen, er ist auch kein Riese. Nie konnte man einen bessern Ausrufer für die Hinesischen Schattenspiele finden, als ihn; er selbst scheint schon ein Schattenspiel zu sein, das der Eigentümer vor die Thür gestellt hat, um die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erregen. Alles an ihm ist Schatten, sein Ueberrolf, sein Körper, seine tonlose Stimme. Man kann nichts Phantastischeres, nichts Wesenloseres sehen; der Mann im grünen Ueberrolf ist ein Hauch, eine Wolke, ein Traumbild. Und doch liegt etwas unnenbar Wehmüthiges in dem Ton der Stimme, die Millionmal das selbe ausruft: ein Zug des Schmerzes liegt auf seinem bleichen Antlitz, sein Gang ist langsam und schleppend, es ist der Gang eines Menschen, der weiß, daß, wohin er auch seine Schritte wende, er nie mehr Freude und Genuß fin-

den werde. Sein ganzes Aeußeres zeigt die tiefste Armuth. Winter und Sommer trägt er denselben grünen, abgenutzten Ueberroth. Nie hat er einen Namen gehabt, Niemand hat seinen Vater gekannt, Niemand weiß wo er wohnt, und wo er seine Nächte zubringt. Vierzig Jahre lang war er immer in den Spielhäusern des Palais-Royal zu finden, wo er große Goldsummen gewann, oder verlor; von dort aber verschwand er, als ihm nichts mehr zu verlieren übrig blieb. Man vermuthet nur, er sei reich gewesen, und habe sein Vermögen im Spiele verloren. Denn er spricht mit Keinem; nur alle fünf Minuten ruft er vom frühen Morgen an; „Herein, meine Herren und Damen, herein, Sie müssen Seraphins unvergleichliches, noch nie gesehenes Schattenspiel bewundern. Nehmen Sie ein Billet, es wird gleich anfangen!“

Ansichten. Urtheile. Begebnisse.

Theater.

München. Im Königl. Theater trat am 5. Juli die Wiener Sängerin, Demoiselle Luger, zum Erstenmale in der Norma auf. Einige Blätter hatten schon längst in den höchsten Hyperbeln des Lobes von ihr gesprochen, und es fanden sich daher gleich bei ihrem Erscheinen auf der Szene Enthusiasten, welche sie mit großem Applaus empfangen, ohne noch einen Ton von ihr gehört zu haben! Indessen bewies sich, daß das Lob, welches ihr von andern Orten her ertheilt worden, ein gerechtes war. Ihre schöne, klangreiche, wohl ausgebildete Stimme erwarb ihr den allgemeinsten Beifall (sie ist aus Prag gebürtig) und manche Mängel des Spiels den Wunsch veranlaßten, Beides verbessert zu sehen. Sie wird nun nächsten Sonnabend in dem „Nachtlager von Granada“ wieder auftreten, welches bei festlich beleuchtetem Hause, zum Geburtsfeste J. Maj. der Königin gegeben werden wird.

Mignon-Zeitung.

Sundes aus London. Wir liefern hier einige nicht allgemein bekannte

Details über das grandiose Krönungsfest. Der Himmel selbst erschien in seinem Festschmuck, angethan mit dem goldnen Sonnenorden, der auf dem azurblauen Grunde seines Mantels sich recht majestätisch ausnahm und die englischen Herzen recht fröhlich stimmte. Die Königin fuhr bis zur Westmünsterabtei in einem reichgeschmückten Gallawagen, von acht isabelfarbenen Pferden gezogen, voraus die Gesandtschaften der europäischen Mächte, unter denen die österreichische und französische Gesandtschaft den meisten Glanz entwickelten. Der Zug ging durch zahlreiche Ehrenpforten und Triumphbogen, an denen passende Sinnprüche angebracht waren. Die Feierlichkeit dauerte von Morgens 10 bis Abends 6 Uhr. Alle Arbeiten waren eingestellt, alle Häuser festlich geschmückt, überall herrschte Freude und Leben. Die einzelnen Abtheilungen des Zuges eröffneten jedesmal königliche Truppen mit ihren Musikbändern. Bei der Krönungsmusik in der Kirche wirkten 270 Stimmen und 150 Instrumente zusammen. Die Mitglieder des Parlaments hatten sich sehr zahlreich eingefunden. Nur eine einzige Person hatte im Orange keine Einladungskarte bekommen, die es aber auch sehr übel nahm, nämlich die Frau Bürgermeis-

ein von L
falls gern
auf Sch
englische
nungstag
dem Bild
tälern vor
und Wort
Theater
geöffnet
auf das
niet. An
brannten
verschieden
kett in der
Dagegen
Diner, a
nahmen.
und den
fort und
Memours
Geschmak
Der greif
der König
gleich die
schmähen.
ihr zur
Linken.
ten sich die
schäfflich
sind zu V
Krönungs
don. „daß
me und da
Bolke heit
ein wahres
allgemein
macht hat
Krönungs
der Feierli
mehrere
dabei ob
lichkeit de
imposante
posanten
Erzbischof

ein von London, die ihren Staat ebenfalls gerne sehen lassen wollte. Sie hat auf Schädenerfaz angetragen. Viele englische Zeitungen erschienen am Krönungstage mit goldenen Buchstaben und dem Bildniß der Königin. In den Spitzältern wurden die Armen mit Pudding und Vorter gespeist und getränkt. Alle Theater waren dem Volk unengeltilich geöffnet und alle öffentlichen Gebäude auf das Herrlichste in der Nacht illuminiert. Am Palais des Marshalls Soult brannten allein 60,000 Lampen in den verschiedensten Farben. Das übliche Bankett in der Westmünster-Halle unterblieb. Dagegen gab die Königin ein splendidbes Diner, an dem 100 Personen Theil nahmen. Die Nachfestlichkeiten bei Hofe und den Gesandten dauern noch immer fort und die Feten des Herzogs von Nemours zeichnen sich vor allen durch Geschmak und sinnige Anordnung aus. Der greise Marshall Soult wird von der Königin sehr artig behandelt, obgleich die englischen Blätter auf ihn schmähen. In einem Konzerte saß er ihr zur Rechten und Wellington zur Linken. Bei dem ersten Begegnen drückten sich die beiden Feldherren recht freundlich die Hände. — Mehrere Barons sind zu Pairs erhoben worden. — Die Krönungspredigt des Bischofs von London, „daß jede Gewalt von Gott stamme und daher dem Regenten wie dem Volke heilige Pflichten auferlege,“ soll ein wahres Meisterstück gewesen sein und allgemein einen sehr guten Eindruck gemacht haben. — Das Auswerfen der Krönungsmedaillen in der Kirche hat der Feierlichkeit sehr geschadet, weil auch mehrere Pairs sich mit Herumbalgen u. dabei ob ihrer angeborenen Unge skilligkeit der Länge nach hinsielen. Der imposanteste Augenblick der ganzen imponanten Feierlichkeit war der, als der Erzbischof als Primas des Reichs, der

Königin die Krone aufsetzte; da brach der Jubel in der sonst sehr stillen Kirche los und wollte kein Ende nehmen. Der Gemeinderath der Stadt London gab diesmal keinen Krönungsschmaus, aus dem guten Grund, weil der vorjährige Schmaus, den die Stadt London der Königin gab, noch nicht bezahlt ist. — Ein Franzose, der eigens hierher gereist war, um die Krönung zu sehen, miethete sich, da er kein Bilet mehr in die Abtei bekommen konnte, zu sehr theurem Preise eine kleine Dachkammer, von welcher aus er doch wenigstens den Krönungszug sehen konnte. Der Tag war angebrochen; er aber beeilte sich nicht, da er ja schon an seinem Plaze war. Da klopft ein Morgenbesuch an seiner Thüre: es ist ein Engländer, welcher eintritt, ohne ein Wort zu sagen, und es sich mit bewundernswürdigem Phlegma an einem der Fenster bequem macht. Der Franzose dachte eben nach, was er aus dieser kurz angebundenen Vertraulichkeit machen sollte, da kam eine ganze Familie und bemächtigte sich ebenfalls, ohne irgending eine Erklärung, der ihr von dem zuerst Angekommenen durch eine Handbewegung angezeigten Plätze. Unser Landemann eilt wüthend zu seinem Hauswirth. „Vorüber beklagen Sie sich?“ entgegnete dieser. „Ich habe Ihnen die Kammer vermietet, nehmen Sie diese, diesen Herren u. Damen habe ich die Fenster vermietet, sie sollen deswegen dort bleiben!“ Unser Franzose mußte sich diesen Spruch gefallen lassen, und konnte nun, statt den Zug zu sehen, über die Gewandtheit der rechtschaffenen Einwohner von London im Handel nachdenken.

Buntes aus Paris. Schon seit längerer Zeit war die Pariser Polizei einer furchtbaren Diebsbande von 60 Personen, größtentheils freigelassene

Sträflinge, auf der Spur, und hatte zahlreiche Verhaftungen vorgenommen; ein Theil der Bande wußte sich jedoch allen Nachforschungen zu entziehen, bis endlich am 30. Juni eine ganze Familie, aus Vater, Mutter, 3 Söhnchen und 2 Schwiegertöchtern bestehend, eingefangen wurde, die zugleich das Handwerk des Diebstahls und der Diebshehlerei trieb. Die Masse der gestohlenen Effekten, die man bei ihnen fand, als Uhren, Silbergeräthe, Präziosen, Wäsche, Kleidung u. s. w. war so groß, daß man zwei Wagen zu ihrem Transport brauchte; auch falsche Schlüssel u. andere Diebswerkzeuge wurden gefunden. — Im Pariser Charivari liest man das Faksimile eines Briefs von Vaganini an Herrn Loveday. Für 12 Stunden, die er seiner Tochter Klara ertheilte, „um ihr zu zeigen, wie sie Musik lernen müsse,“ verlangt er 2400 Fr., und dafür, daß er bei Hrn. Loveday achtmal spielte, 24,000 Fr., zusammen 26,400 Fr. Er rechnet dabei nicht — bemerkt er — die Lehren, die er seiner Tochter mündlich bei Tisch gegeben habe. Daneben lehnte Vaganini die Zumuthung des Herrn Loveday ab, einem Arzte 110 Frank. zu zahlen, weil er ihm „zufällig“ einige Rathschläge gegeben habe. — Der Ruf von der Demoiselle Taglioni ist bis nach China gedrungen; kürzlich reisten vier chinesische Stutzer von Canton nach London, um sie tanzen zu sehen. Sie baten um die hohe Gunst, ihr vorgestellt zu werden, und ihre Füße küssen zu dürfen, die sie, sehr galant, die Spitzen der Flügel einer schönen Sylphide nennen. — Ein Schiff, das neulich aus

Vondighery in Bourbeurg ankam, hat fünf Bajadaren und drei indische Musiker mitgebracht, die darauf rechnen, ihre Talente in Paris mit Erfolg geltend zu machen.

W i e n. Der Schauspieldirektor Carl hat unterm 14. Juni folgenden originellen Brief erhalten: „Am 14. Juni 1838. Wärdtester Herr Direktor! Sie werden Verzeihen, daß ich Sie aufhalte von ihren geschäften durch meinen Brief; aber ich kann mich nicht enthalten, ich weiß das Sie ein sehr geschickter Mann sein, und wünschte gern bei Ihnen zu lernen als Schauspieler, ich glaube gewiß, das Sie mit meine Kenntnisse zufrieden sein werden, und daß Sie gewiß einen guten Komiker an mir bekommen werden, zwar habe ich nicht studiert, aber ich glaube das es nicht schaden wird; sollten Sie vielleicht schon viele Leute haben so wollte ich Ihnen blos ersuchen, daß ich blos an Sonntage und Donnerstagen kommen könnte auch gehet das Deklamiren nicht schlecht, und gut Haar schneiden kann ich auch, wobei ich Ihnen auch gute Dienste leisten kann. Ihr ergebenster Fr. St.“

Peřh, 17. Juli. (Eingefendet.) Der bekannte Kapitän Nicolás Schiefala, aus Jante, der im Feb. 1837 sich nach London begab, ist, ohne dazwischen seinen Zweck zu erreichen, auf der Rückreise nach Serbien, wieder hier angekommen. Er begibt sich nun zum Fürsten Miłoš, um sich unter dessen bekannter, humaner und milder Regierung von den Mühseligkeiten, die ihm seine Anwesenheiten in London verursachten, zu erholen.

V e n e z i e. (Pesther Sommertheater.) Sonnabend, den 21. Juli, findet im Pesther Sommertheater die Venesie des eben so fleißigen als höchst verdienstvollen und beliebtesten Schauspielers Hrn. Rosenichon statt. Es wird bei dieser Gelegenheit: „Der Thürmer von Notre-Dame“ zum zweiten Male gegeben werden. Da bei der ersten Vorstellung, am 14. d. M., der Raum alle Schaulustigen nicht fassen konnte, so läßt sich bei der Wiederholung eine mindestens gleiche Theilnahme erwarten.

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Bellinpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. und postfrei 6 fl. E. W. — Man pränumeriert im Kommissionsamt zu Ofen (Festung, außerhalb des Wasserthors) in E. Millers und F. Tomalacs Kunsthandlung in Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

58.

London wo
Düver G
zu weken
und Schr
hinauf bie
Geld je n
Der gute
Kaufmann
In
gepocht,
tische auf
legen. N
der Welt
sich endlic
G
sich die M
trunken in
„N
kannte,
hen. Er
zu Können
Gen
Geist hä
sicherheit
die Mein
weit liebe